

Die unverzeihliche Sünde

Autor(en): **Fawcett, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wizige Claire, die ganz gut wußte, daß Fräulein Lilette nichts vertragen konnte. Die drohte ihrem losen Nichtchen, diesem „Nichtchen“, wie sie sie scherzhaft nannte, nur mit dem Finger und mahnte zum Ausbruch.

Der Weg nach Duchy wurde im regelrechten Laufschrift zurückgelegt.

„Kinder, Kinder, nehmt mich doch auch mit!“

Schon von weitem erkannten sie das kleine Motorboot an seinen flatternden Fähnchen, und alsbald schaukelte die ausgelassene Gesellschaft auf den vom Abendwind gekräuselten Wellen. Stimmungsvoll lag die Landschaft vor ihnen. Die Müden tanzten über dem Spiegel und prophezeiten Regen. Die Grillen zirpten am nahen Ufer; dazwischen spielte ein phlegmatischer Frosch den Brummfaß. Eine schillernde Libelle, die sich verspätet zu haben schien, umkreiste das Boot. Fische sprangen wie toll über die Wasserfläche, um die letzten Sonnenstrahlen in ihren silbernen Schuppen zu fangen. Von weitem sah es aus, als ob ein feinreicher Broß fortwährend Fünflivres über das Wasser springen ließe. Zwei-, dreimal glitten sie an der Spiegelfläche ab, um dann müde in die Tiefe zu sinken. Drunten aber sammelte sie ein trauerndes Nixlein und füllte damit schwere, meergrüne Kisten. Und erst wenn diese bis an den Deckel voll sein werden — das geht wohl an die hundert Jahre — dann wird sich das Nixlein ans Ufer setzen und auf ein Menschenkind warten, auf einen armen Fischerknaben, der, geblendet vom vielen Silber, seinen häßlichen Fischschwanz nicht mehr sieht und es zur Frau begehrt. Und dann ist es erlöst aus der Gewalt des greifen Wasser-geistes und wird eine menschliche Seele bekommen und mit den Menschen weinen und lachen...

So träumte Beate mit offenen Augen und lächelte vor sich hin über das dumme Nixlein, das sich nach einem menschlichen Herzen sehnnte... Aber sie wagte nicht, das artige Märlein, das sie eben erfunden, den andern zu erzählen. Die waren auch still geworden und bekamen sentimentale Umwandlungen. Um das Schiffelein, das so kühn durch die

Wellen schnitt, wob sich eine unsichtbare Atmosphäre, gebräut aus der Blume des Maitranks, aus dem Dufte des weißen Linnens der frischen Sommerblusen, aus dem heißen Atem junger, liebesdurstiger Seelen... Die feurige Kugel versank hinter den hohen Wettertannen und dem eckigen Glockenturm der altersgrauen Abbatte Saint Eulpie. In wenigen Minuten lag die Landzunge schwarz und tot im See draußen und gleich einem verlassenen Brak, das ziellos im Meere treibt.

Die zunehmende Dunkelheit brachte neues Leben in die abendlichen Schwärmer. Die mitgebrachten Lampions wurden angezündet und an Stangen befestigt, und die Lichter begannen alsbald ihren leichten Tanz auf den Wellen — „über den Wellen...“ Die der Sonnenwärme entkleidete Nachtlust machte sich fühlbar, und man setzte sich enger zusammen. Die Gesichter waren dem Lichte abgewandt und kaum mehr erkennbar. Ein junges Mädchen zitierte den Vers: „Sprich — und ich bin dein Mitmensch, sing — und wir sind Brüder und Schwestern!“

Das war ein glücklicher Gedanke: als Schwestern und Brüder wollte man sich fühlen! Tante Lilette wurde nach ihrem Lieblingslied gefragt. Die Gute zerknüllte beinahe vor Empfindung: sie dachte vergangener Zeiten, die sie sich im Laufe der Jahre als „einmal gewesen“ eingebildet, die aber in Wahrheit niemals wirklich bestanden hatten. Lilette war stets häßlich gewesen. Und so beging sie die Unvorsichtigkeit, den Refrain eines alten Jägerliedes aus ihrer Heimat anzugeben.

„Und dennoch hat mein armes Herz die Liebe auch gespürt...“ Das klang beinahe schüchtern.

Die Studenten traten sich auf die Füße, die Mädchen verbißten das Kichern. Das Lied war ziemlich bekannt, und so intonierte Nudi mit seinem hellen Tenor, der in dieser Atmosphäre einen lyrischen Schmelz bekommen zu haben schien. Und die Bursche sahen jeweilen bei der betreffenden Stelle ihren Mädchen lächelnd ins Auge, und zitternde Hände berührten sich leicht, und wie ein elektrischer Wechselstrom floß die Liebe hin- über und herüber.

(Fortsetzung folgt).

Die unverzeihliche Sünde.

Nachdruck verboten.

Von Edgar Fawcett. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanisch-Englischen von Albertine Weith-Spörrer, Winterthur.

II.

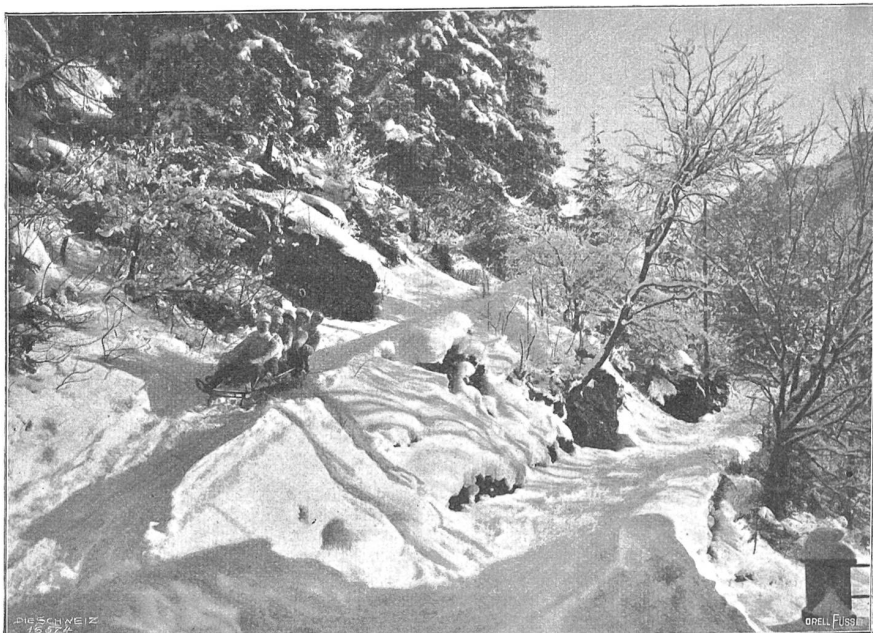
„So ist es Ihnen also wirklich gelungen, ihn in einer hübschen Wohnung in der Nähe des Kensington Square unterzubringen, Roland!“ sagte eines Nachmittags eine gewisse Dame. Sie saß in ihrem reizenden Hause an einem der hohen Fenster, die freien Ausblick auf den Hyde Park gewährten, und reichte eben Lord Roland eine Tasse Tee.

„Er ist schrecklich krank,“ war die Antwort; „er ist sich dessen jedoch nicht bewußt.“

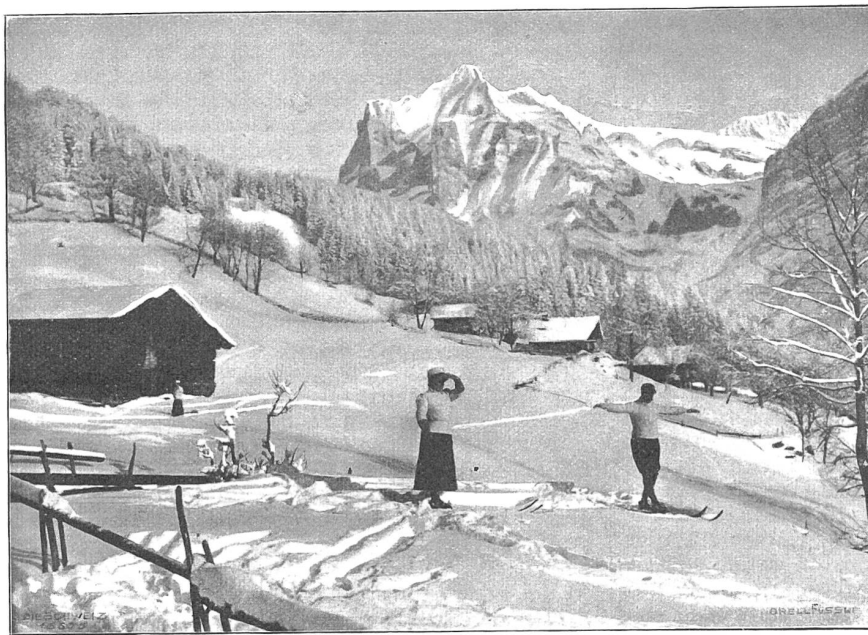
„Sie wollen wohl damit sagen,“ erwiderte Lady Millicent Meade, „der arme Mann könne nicht mehr so weit denken, daß sein Ende so nahe bevorstehe?“

„Er hat es beinahe aufgegeben, überhaupt noch an irgend etwas zu denken!“ Der Gast hielt inne, fuhr dann aber zögernd fort, indem er seinen Worten ernstern Nachdruck verlieh: „Mit Ausnahme von einem Ding...“

„Was ist es?“ Lady Millicent beugte sich vor, als wäre die Antwort ein Ball, den aufzufangen sie bestrebt sei.



Winterfreude (Motiv bei Grindelwald). — Phot. A. Krenn, Zürich.



Winterbild aus dem Grindelwaldtal; im Hintergrund das Wetterhorn (Phot. A. Krenn, Zürich).

„O, ein Manuskript . . . ein Paket, wie er es manchmal nennt! Dann schwindet sein Bewußtsein wieder, und wenn ich ihn bitte, sich näher zu erklären, bekomme ich als Antwort nur unverständliches Gemurmel.“

„Sie haben doch alle seine Sachen vom Fignon Square weggenommen oder ist irgend etwas zurückgeblieben?“

„Nichts.“

„Das ist recht . . . sehr recht!“ erwiderte sie in ihrer bestimmten Art. „Wenn er wieder zu sich kommen sollte, und wäre es auch nur für ein oder zwei Tage, können Sie ihm den leisesten Kummer, als sei etwas verloren gegangen, ersparen. Wahrscheinlich enthält das Manuskript eine neue Reihe von Gedichten, und diese könnten vielleicht außerordentlich fein sein, noch viel feiner als jene prächtigen ‚Stimmen und Visionen‘, die unbedingt nochmals veröffentlicht werden müssen. Er fragt noch immer nicht nach seiner blinden Nichte?“

„Nein.“

Lady Milicent senkte die Augen und stieß einen langen, leisen Seufzer aus, den ihr Beobachter so genau kannte.

„Gerade zwölf Jahre alt ist sie also, so sagten Sie doch, nicht wahr? Und hübsch, durch ihre Blindheit nicht entstellt, ihre Augen bläulich grau . . . Diejenigen meiner Sibylle hatten eine eigentümliche Färbung, die ins Rötlichgrau spielte. Ich muß einmal nach dem Towerly Institut gehen und das Kind sehen . . . Ich muß wirklich!“ Nun erhob sie den Blick, in dem der alte Schmerz lag, der alte feuchte Schimmer. „In frühern Tagen pflegte ich so oft dorthin zu gehen, dieses Haus war das Ziel meiner täglichen Spaziergänge. Ich wünschte so sehr eine zweite Sibylle, das Abbild meines dahingegangenen Lieblings zu finden. Ich fand sie jedoch nie; ich begegnete dort nie einem blinden Mädchen, das ihr nur annähernd geglichen hätte. Sie erinnern sich doch noch an all dies? Ist es indessen nicht sonderbar? Sibylle wäre dieses Jahr gerade auch zwölf Jahre alt geworden!“

Doch in dem Augenblick, während Lord Roland Vivian in heimlichem Mergel sich auf die Lippen biß, trat eine Gruppe neuer Gäste ins Zimmer, und unter diesen befand sich Mr. Chadwick Lowndes M. P., im Parlament der heftigste Gegner des Herrn, der schon vorher Lady Milicents Gastfreundschaft genossen, wiewohl sie einander anscheinend als zutrauliche Bekannte begegneten, sobald sie sich außerhalb der Kammer trafen. Natürlich wurde durch diese neuen Ankömmlinge dem intimen Gespräche zwischen Lord Roland und der Dame, die er heiß und innig liebte, ein jähes Ende bereitet.

Während einer Reihe von Jahren war die vornehme Londoner Welt stets in größter Spannung, welchen von beiden dieser ergebenen und eifrigen Hofmacher Lady Milicent Meade

wohl heiraten werde. Würde es wohl Lord Roland sein, der Bruder des Marquis von Guernsey, oder Mister Chadwick Lowndes, der mutmaßliche Erbe des alten Grafen von Sark? Jeder von ihnen stand in einflußreicher Stellung und hatte sich einen Ruf erworben, und noch größere und reichere Ehren standen beiden in Zukunft bevor. Lowndes würde eines Tages außergewöhnlich reich sein, und Lord Roland hatte bereits ein ansehnliches Erbe angetreten.

„Jeder hat seinen besondern Tag in der Woche,“ lächelte Rumor, „um seine Huldigungen darzubringen, und dies wird pünktlich eingehalten!“

Wohnte nun auch dieser drolligen Art, dies Verhältnis zu beleuchten, ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegen, so mußte doch Lady Milicent, die beiden Verehrern gegenüber in der ablehnenden Haltung verharrte, diese unermüdlichen Anstrengungen schließlich als lästig und eintönig empfinden. Sie war — darin stimmte die allgemeine Kritik überein — eine derjenigen Frauen,

die nichtsdestoweniger denjenigen geheiratet haben würde, der ihr gefallen hätte. Ohne gerade eine „Schönheit“ zu sein, war sie außerordentlich hübsch, und ohne eine Idealgestalt zu besitzen, verstand sie die Kunst sich sehr geschmackvoll zu kleiden, sodaß ihr Teint und ihre Linien stets in vorteilhaftes Licht gerückt wurden. Obschon außerordentlich gebildet, war sie weit davon entfernt, nach außen mit ihrem Wissen zu prunken. Sie hatte Witz und schnelle Auffassungsgabe in gleichem Maße wie eine angeborene Würde; doch all diese Züge wurden durch eine liebenswürdige Einfachheit verschleiert.

Ihr Vater, der verstorbene Lord Larremore, war ein sehr geschätzter Schulmann und Philanthrop gewesen; von ihr wurde jedoch erzählt, daß damals, da sie als ganz junges Mädchen den zwanzig Jahre ältern Egerton Meade, den Millionär und Bankier, heiratete, Stolz die leitende Triebfeder ihres Lebens und Benehmens gewesen sei. Ohne Zweifel hatte sie ihren Gatten, der kaum zwölf Monate nach ihrer Hochzeit starb, nicht geliebt; dagegen hegte sie für ihr kleines blindes Mädchen, Sibylle, eine leidenschaftliche Liebe, und sein früher Tod, da es kaum sprechen gelernt hatte, riß schmerzliche, kaum heilbare Wunden in die Seele der Mutter. Eine schwere Krankheit war die Folge des Kummer, und nachher wurden längere Aufenthalte in Italien und Griechenland wie in den wildromantischen Gegenden des Engadins und Tirols gemacht. Als sie nach den Salons und Speisezimmern Londons zurückkehrte, da setzte sie viele Jungen in Bewegung. Der Kummer hatte ihr ganzes Wesen vergeistert und ihren Nebenmenschen zugänglicher gemacht; mit vollen Händen teilte sie aus ihrer wohlgefüllten Kasse Liebesgaben aus, und hauptsächlich waren es Mitle und Anstalten für Blinde, die von ihr bedacht wurden. Wir haben ja schon gehört, mit welchem Eifer und mit welcher Beharrlichkeit sie jene besondern Nachforschungen betrieb.

Heute wurden gewisse Leute von ihrer aristokratischen Zurückhaltung unangenehm berührt, morgen freuten sich andere über ihre demokratischen Gesinnungen; in Wahrheit empfing sie in ihrem Hause die vornehme Welt, zu der sie naturgemäß gehörte, und nach diesen die Leute aus andern Kreisen der Gesellschaft, die ihre besondere Beachtung und Bewunderung erregt hatten. Gern hätte sie Mianthe ihre Türen geöffnet, da sie seine Gedichte sehr schätzte, liebte und auch oft las. Wahrhaft seine Dichtungen waren ihr eine Quelle beständiger Freuden, und keine Moderichtung konnte sie darin irre machen. Ihre Freunde wunderten sich immer, wie sie neben all den gesellschaftlichen Verpflichtungen noch Zeit finden konnte für ihre geliebten Bücher. Die Fähigkeit jedoch, sich ernster Lektüre zu widmen, hatte sie ohne Zweifel von ihrem Vater geerbt, von dem sie, wie sie manchmal sagte, die Kunst gelernt hatte, geduldig zu lesen,

wobei sie sich das Wesentliche scharf einprägte und das Unwesentliche weisse zu vergessen verstand.

Seit langer Zeit hatte es sich Lord Roland zur Gewohnheit gemacht, ihr Bücher zu bringen, von denen er dachte, daß sie sie interessieren würden. Voll Enthusiasmus für „Stimmen und Visionen“ war er zu ihr gekommen, und nachdem er das Buch in ihre Hand gelegt, erfüllte ihn ihr Entzücken über seinen hohen Wert mit wahrem Triumph.

Chadwick Lowndes, sein unzweifelhafter Rivale, konnte Lady Milicent kaum auf diese Weise gefallen. Seine Liebhabeereien waren trotz seiner hohen geistigen Gaben selten auch die ihrigen; anderseits teilte sie in vertraulichster Weise so oft diejenigen von Lord Roland, daß Lowndes recht heftige Anwandlungen der Eiferucht durchzukämpfen hatte. Für die Verse von Lord Roland hatte sie sich sehr interessiert, wenn auch mit ausdrücklichem Vorbehalt. Er war sich dessen wohlbewußt, und während es ihm schien, als öffne sich ihm der Himmel, wenn sie eine Seite lobend hervorhob, so schloß er sich ihm wieder, wenn sie ihre Lippen zusammenpreßte und durch leichtes Kopfschütteln ihre Mißbilligung über eine andere andeutete.

Lord Roland hatte den größten Teil dieses Bandes vor langen Jahren noch während seiner Studienzeit verfaßt. Seitdem hatte er Zeit gefunden, einen zweiten vorzubereiten, den ihr zu zeigen er sich sehnste; ein unüberwindliches inneres Widerstreben hatte ihn jedoch bis dahin davon abgehalten. Bald war es Beiseidenheit, bald Furcht, was ihn daran hinderte, sich ihrer Kritik zu unterwerfen. Er war indessen überzeugt, daß sein neuestes Werk, falls sie sich dafür erwärmen und begeistern könnte, sehr zu seinen Gunsten in die Waagschale fallen würde; er wäre dann instande, Lowndes gegenüber einen erheblichen Vorsprung zu gewinnen. Vielleicht liebte sie überhaupt keinen Mann und hatte der herbe Schmerz über das verlorene Mutterglück jede Fähigkeit zur Leidenschaft des Weibes in ihr ausgebrannt. Immerhin, konnte es denn nicht möglich sein, daß in irgend einem geheimen Winkel ihres Herzens ein Altar dem Gott der Dichtkunst geweiht war? Und könnte nicht eine Gabe, die auf diesen niedergelegt würde und die es wert wäre, dargebracht zu werden, den harten Marmor bearbeiten?

„Hätten Sie es gern gesehen, wenn dies Buch mein Wert gewesen wäre?“ hatte Lord Roland damals sie gefragt, als sie ihm sagte, wie sehr Blantyre „Stimmen und Visionen“ sie entzückt und ihr ganzes Sinnes und Denken gefangen genommen habe.

Sprachlos sah sie ihn einige Augenblicke an; dann erwiderte sie: „Lieber wäre es mir, denken zu können, Sie seien der Autor dieses Buches, als die Gewißheit zu haben, daß Sie eines Tages den Titel eines ersten Ministers tragen werden!“

Und wie diese Worte in seiner Seele haften blieben!

Im Laufe der dritten Woche des Monats Juni überraschte Lord Roland Lady Milicent mit der unvermittelten Anzeige, daß Luke Blantyre gestorben sei. Eine jähe Blässe bedeckte ihr feines Gesicht.

„Und ich wäre so gerne zu ihm hingegangen, sobald er sich nur ein wenig besser gefühlt hätte!“

„Er ist nie mehr ganz zum Bewußtsein gekommen von dem Augenblick an, da er am Fitzroy Square von der Ohnmacht befallen wurde.“

„Und so ist er verschieden in vollständiger Bewußtlosigkeit?“ seufzte Lady Milicent.

„Beinahe; es geschah letzte Nacht. Man hatte mich rufen lassen, wie ich gewünscht, da sich die Anzeichen einer nahen Auflösung eingestellt hatten. Es war dies um acht Uhr. Ich kam eben vom Mittagessen bei Verekers...“

„Ganz richtig, Sie waren ja auch da!“

„Ebenso Lowndes,“ fuhr er fort, indem er jedem Worte einen

verbitterten Nachdruck gab. „Er saß neben Ihnen und nahm Sie vollständig in Beschlag.“

„O, keineswegs!“

„Ich wollte nicht zudringlich sein,“ bemerkte er mit trübem Lächeln. „Es weht ein ungesunder Wind... Das ist es, was ich dachte. Der selbstherrliche Lowndes mit seinen großartigen Manieren und seiner Nase, die...“

„Was sagten Sie vorher?“

„Es wehe oder vielmehr es habe ein ungesunder Wind geweht, der mich hilflos von den Verekers hinaustrieb, direkt nach der Davies-Straße in meine Junggesellenwohnung, ohne daß ich im Vorübergehen einen Blick in meinen Klub getan hatte; ich ging heim, um zu rauchen und zu brüten.“

„Und da fanden Sie die Bottschaft von Blantyres Krankenpflegerin?“

„Ja, und ich begab mich so rasch dorthin, als es mit einem extra bezahlten Wagen möglich war. Es schien mir, als flackere in seinem glasigen Blick ein Erkennen auf und als komme von seinen fahlen Lippen ein Laut, der wie mein Name klang. Ich nahm dann seine Hand in die meine; der eifrigste Schweiß, der sie bedeckte, ließ mich erschauern. Er murmelte noch mehr, und aus den abgebrochenen Worten konnte ich erkennen, daß er an das andere Manuskript denke... an das unveröffentlichte, wenn ein solches wirklich existiert...“

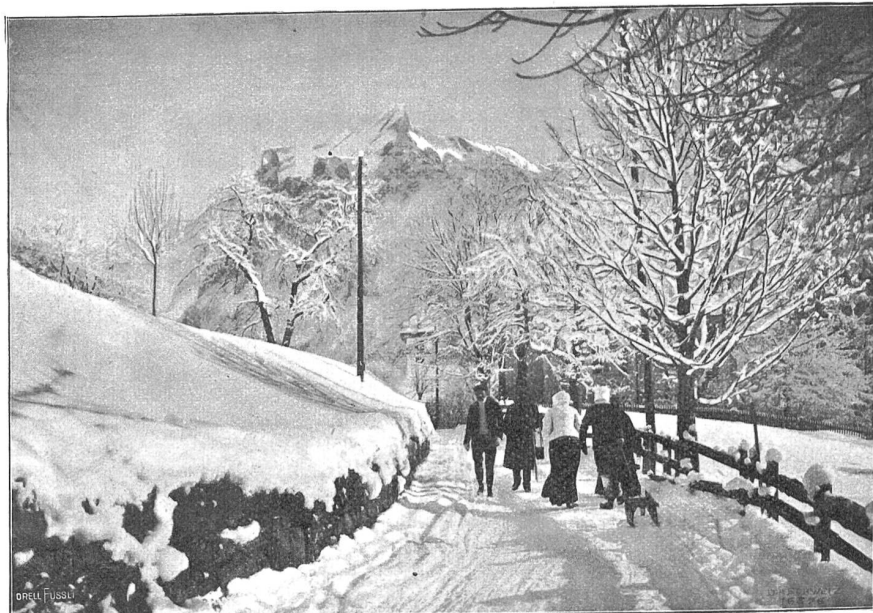
„Wirklich existiert? Hat er Ihnen denn nie klar und deutlich davon erzählt?“

„Niemals. In all unsern Gesprächen vor seiner Erkrankung hat er nie mit einer Silbe erwähnt, daß er neue Verse geschrieben. Erst später, als er schon das klare Bewußtsein verloren, kam er darauf zu reden, und zwar ganz unbestimmt...“

„Ach ja, ich erinnere mich. Und sein Tod?“

„Der trat zuletzt ganz plötzlich ein. Ich hatte eben meine Hand zurückgezogen, indem ich glaubte, er sei eingeschlummert, was ja etliche Stunden hätte dauern können. Auf einmal hörte sein Atem auf, ein leiser, kurzer Seufzer zeigte das Ende an...“

Am gleichen Abend saß Chadwick Lowndes neben Lady Milicent im Covent-Garden Theater, dessen Zuschauerräume und namentlich die oberen Reihen der Logen mit Juwelen geschmückten Damen und äußerst sorgfältig gekleideten Herren dicht besetzt waren. Wenn je er oder Lord Roland Vivian ihre Loge betraten, brachten die andern Anwesenden ihnen unbewußte Ehrerbietung entgegen, und ohne weiteres wurde ihnen der Ehrenplatz an Lady Milicents Seite überlassen. So war es auch der Fall an diesem Abend, und trotz der berühmten Sänger und Künstler, trotz der wunderschönen Musik sprach Chadwick Lowndes unaufhörlich auf die Frau ein, die er liebte. Immerhin geschah dies mit allem Takt.



Dorfstraße in Grindelwald (Phot. A. Krenn, Zürich).

Er wußte seine Stimme solcherweise zu dämpfen aus Achtung für die umgebenden Zuhörer, daß sie nicht in ihrem Kunstgenuß gestört wurden, die Stimme, die von seinen politischen Anhängern als ein so mächtiges, volles und angenehmes Organ gepriesen wurde.

„Es hat zu lange gedauert,“ sagte er; „ich muß Sie inständig um eine Entscheidung bitten! Wollen Sie, dann sagen Sie es mir, bitte, mit der Kedlichkeit, die ich so dringend wünsche; wollen Sie dagegen nicht . . .“ Er hielt plötzlich inne; die bestrickenden Töne eines berühmten Tenors, eines gottbegnadeten Künstlers, wie ihn zu hören uns Sterblichen nur selten vergönnt ist, klangen durch die Räume und füllten die Pause aus, die Lowndes in seinem Redefluß hatte eintreten lassen.

Hinter dem erhobenen Fächer flüsterte Lady Wilcent: „Das ist eine Entweihung! Selbst wenn uns niemand plaudern hört, so ist es dennoch für uns selbst eine Entweihung!“

„Durchaus nicht! De Reszte phrasiert auf seine Weise: Ich liebe Sie! Und ich tue dasselbe nur auf meine Weise!“

„Dies ist aber nicht der geeignete Augenblick dafür!“

„Sie geben mir ja nie eine andere Gelegenheit! Heute,

als ich Sie zum Mittagessen bei Verekers abholte und dann an Ihrer Seite Platz nahm, hoffte ich, daß Sie mir endlich einmal Ihr Ohr leihen würden. Es war auch der Fall; doch gehörte mir nur das eine, das andere gaben Sie dem belgischen Gesandten, und dieser wünscht doch nicht, Sie zu heiraten; er hat ja bereits Frau und Kinder! Doch, Sie sehen gelangweilt aus, wie mir scheint. Wenn ich Sie heute nacht verlassen muß ohne ein bestimmtes Ja, dann sind wir am Ende angelangt!“

„So drohen Sie also?“

„Nein, ich flehe Sie an.“

„Aber Sie sagten ja, Sie seien am Ende?“

„So meinte ich es auch.“

„Dann . . .“ Sie erhob die Lorgnette und richtete sie direkt auf die Bühne. Er rückte näher und beugte sich über sie, um die Worte aufzufangen, die leise von den kaum sich bewegenden Lippen kamen: „Nun, dann sind Sie eben am Ende angelangt!“

Er sagte nichts; während jedoch der Vorhang beim Akt-schluß fiel, verließ er mit leichter Verbeugung die Loge.

(Fortsetzung folgt).

Wenn die Lawine droht.

Gedichte von Gottfried Straßer, Grindelwald.

Lawinengefahr.

Jetzt lauern die Lawenen überall
Und glohen mit gierigen Blicken
Hinab in die Täler, zum Himmel hinauf,
Ob die Sonne nicht bald möge schicken
Das Zeichen zur schmetternden Niederfahrt —
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawenen überall,
Die riesigen Leiber gebogen
Zum Sprung, und noch immer kommt neue Wucht
Für sie aus den Wolken geflogen!
Das drohende Unheil sich tausendfach schart —
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawenen überall:
Wie wird das, wie wird das noch werden?
Was wird aus den Häuschen, den Menschen darin?
Was wird aus den Ställen und Herden?
Es kostet manch Leben so ruhig wie zart —
O betet und flehet, daß Gott uns bewahrt!

Jetzt lauern die Lawenen überall:
Ob Leben und Gut sie auch rauben,
Sie dürfen dem Bergvolk verschüttet doch nicht
Zum Höchsten den mutigen Glauben,
Den Glauben von unverwüßlicher Art —
O betet und flehet, daß Gott ihn bewahrt!

Der Bergarzt.

Ich kenne einen, der steigt jetzt, seht,
Tagtäglich über den stozigen Hang,
Wo droben die Lawi bald niedergeht,
Und heuer mit doppelter Wucht und Mut;
Der strenge Winter reizte sie gut —
Ist ihm nicht bang?

Er schreitet behutsam, er weiß die Gefahr;
Kein Toll an ihm ist Vermeßlichkeit.
Sein blühendes Weib, der Kinder Schar
Daheim, sie sind ihm das Liebste der Welt!
Er hat sein Schicksal auf Gott gestellt —
Er ist bereit —

Denn droben fiebert die Wöchnerin,
Im Steindachhäuschen, hoch über der Fluh.
Kein anderer Zugang. O hoher Sinn!
O tapferer Arzt! „Ach, nur meine Pflicht!“
Sagt er und pfeift und erfüllt sie schlicht —
Und ich und du?

Lawinentag.

Nach langer Winterszeit ein Tag
Mit echten Frühlingsmienen,
Mit Fauluft bis zum höchsten Grat,
Ein Festtag der Lawinen!
Das kracht und stürzt hernieder
Allorten immer wieder!
Die weite Bergwelt bebt,
Und jede Fluhwand lebt.

Föhnwolken hüllen schnellend ein
Die Firnen und den Himmel —
Am Mettenberg, am Wetterhorn,
Am Eiger, welch Gewimmel
Von stäubenden Kaskaden,
Als wollt' sich heut entladen
Ein jeder Berg der Last
In einer heißen Hast!

Ein Niederbruch den andern löst,
Es gleiten weite Hänge:
Das wogt und wuchtet, stemmt und stößt!
Ein wirbelndes Gedränge
Durch alle Runsen wettet!
Das hallt und prallt und schmettert
Und schüttet sich hochauf
Zum Wall im letzten Lauf!

Lawinentag — Befreiungstag!
Mir ist, als ob die Seele
Auch werd' entladen Schlag um Schlag
Von Schneelast: Schuld und Fehle!
Daß nicht den Sieg behalten
Der Sünde Frostgewalten,
Daß Gottes Gnad' erlöst die Welt,
Wird herrlich heute dargestellt.